Doppelleben.

Ein Roman in zwei Bänden von **Wilhelm Jensen.**

(7. Fortsetzung.)

Sie war eines Tages plötzlich von lebhaftesten Gedanken an ihren Hochzeitsabend, an die damals wieder erneuerte Freundschaft mit Anna und von einer Sehnsucht erfaßt worden, sich durch die letztere noch einen Zusammenhang mit ihrer eigenen Vergangenheit zu erhalten. Deutlich stand ihr vor der Erinnerung, wie sie jener beim letzten Abschied aus dem Eisenbahnwagen noch zugerufen, sie möge sich auch bald verloben und Hochzeit feiern — durch einen Brief Marthas hatte Silvana erfahren, daß Anna Lundmark allein in der Stadt von dem Vorgefallenen wisse, doch es Niemanden mitzutheilen versprochen und dies Gelöbniß unverbrüchlich gehalten habe — das Alles war zusammengekommen, Silvana zu einem vertraulichen Brief an Anna zu veranlassen. Darauf hatte sie heut' eine Antwort empfangen, diese mit sich zur Ruine hinaufgenommen und hier soeben gelesen. Das Blatt lag noch auf ihrem Schooß, ein sonderbares Schriftstück mit manchen ernsten, richtigen und klugen Gedanken und doch auch wieder fast wie ein Kinderbrief; herzliche Theilnahme der Mittrauer über das Unglück der Freundin bekundend und jubelnd fröhlich wie der erste Frühlingsgesang eines Vogels. Silvanas Hand nahm unwillkürlich das Blatt, um es noch einmal zu lesen; Anna Lundmark hatte geschrieben:

„Du liebe, Du arme Silvana!

Doch da handle ich gegen Dein Verbot. Du willst nicht bemitleidet sein, ich soll nicht von Dir und Deiner Lebensenttäuschung sprechen. Ach, ich habe so viel daran gedacht, obgleich ich ja eigentlich nichts weiter weiß, als daß Du von Deinem Manne fortgegangen und in der Fremde bist, denn über den Grund dafür hat Dein Brief mir nicht mehr gesagt, als was ich schon im Herbst von Deiner Schwester gehört hatte. Hast Du Dich denn vorher auch recht bedacht, ob Du es nicht anders gekonnt hättest? Du wirst sagen, das sei eine sehr einfältige Frage von mir, da Du älter und klüger und gewiß so viel besser Alles zu beurtheilen im Stande bist, als ich. Aber sieh—ich meine, es gibt Dinge, bei denen man nicht besonders klug, sondern nur ein Mädchen oder wohl überhaupt nur ein Mensch zu sein braucht—und das beides bin ich ja doch auch—um das Gefühl zu haben, es hätte nicht so geschehen dürfen. Es kann doch gar keinen Grund auf der Erde geben, wenn man Jemanden recht lieb hat, daß man damit wieder aufhören könnte, gar keine Macht, die im Stande wäre, das zu bewirken. Ich glaube immer, wer das zu können meint, bildet es sich nur ein, kennt sich dann selbst gar nicht richtig, oder thut es sich gar gegen sein eigenes Herz an. Du wirst darauf wieder sagen, daß ich ja von nichts weiß; aber ich zerbreche mir umsonst den Kopf, was Dich dazu gebracht haben kann. Hat denn Dein Mann Dich gescholten oder geschlagen? — Nein, so würde ein kleines Kind fragen, das meine ich auch nicht — aber er muß Dir doch etwas angethan haben, was Dir als etwas Böses erschienen. Hast Du Dich denn da nicht gefragt, ob Du Dich auch täuschen könntest, es sehe vielleicht nur so aus, komme aber nicht aus einer bösen Absicht von ihm? Denn ich meine, Jemanden recht, recht liebhaben kann man doch nur, wenn das Herz Einem gar keinen Zweifel läßt, daß er uns auch gerade ebenso lieb hat, und dann könnte er ein noch so böses Gesicht machen und mir Alles anthun, was er wollte, ich würde nur lachen und sagen, ich glaub's Dir nicht, sondern glaube meinem Herzen. Denn Dein Mann schien doch so ernst und besonnen, war kein Possentreiber wie der Manuel, dem ich hundertmal sagen kann, daß ich zu schreiben habe und daß er mich nicht stören soll, ohne daß es länger als eine Minute nützt.

Natürlich kannst Du Dich ebenso sicher darauf verlassen, Silvana, wie Martha es gethan, daß ich mit Niemandem von Dir und Deinem Aufenthalte rede. Es geht ja Keinen an, wo Du bist, die Leute würden ja auch nichts aus Theilnahme oder, um Dir zu nützen, danach fragen, sondern nur, um Geschwätz darüber zu machen. Mein Herz fühlt genau mit Deinem, warum Du es nicht willst; man könnte mich auf die Folter legen, ohne daß ich einem Neugierigen ein Wort verriethe.

Manuel ist wirklich gar nicht zum Aushalten, ich kann fast keinen Satz ruhig zu Ende bringen. Nun ist er darauf gerathen, daß er sich durch Lesen dessen, was ich schreibe, im Deutschlernen weiter fördern will, sucht mir auf die Feder zu sehen, so daß ich alle Minute einmal aufspringen, ihm die Augen zuhalten und ihn in die Ecke stellen muß. Er wird jeden Tag übermüthiger—meine Mama ist übrigens auch mit schuld daran — und Johannes Schmid, statt ein vernünftiger Lehrer zu sein, der ihn sich wieder zum Tisch an's Buch setzen hieße, sieht seinem Unfugtreiben nur ohne Wort zu, als ob es ihm den größten Spaß machte. Er ist wirklich viel zu nachsichtig gegen ihn und opfert täglich seine Zeit für nichts, obwohl er mir immer darauf antwortet, es bringe ihm mehr ein, als er je habe denken können.

Ja so, Du weißt wohl nicht, wer Manuel ist. Er heißt Manuel da Selva und ist im Herbst aus Brasilien gekommen, um hier Deutsch sprechen zu lernen. Dazu geht er bei Johannes Schmid und mir in die Schule und man muß seinem Fleiß und Eifer Gerechtigkeit widerfahren lassen, er versteht Alles, was man sagt, und spricht eigentlich schon gerade so wie ich. Er will Seemann werden, das Bischen Geld, das er gehabt, geht aber zu Ende, und er möchte doch so gern bis zur Rückkunft meines Vaters hier bleiben, der ihm gewiß am besten behilflich sein kann. Darum haben wir ihm eine unbenutzte Stube oben im Hause eingeräumt und seit ein paar Monaten ißt oder ist er auch ganz bei uns; meine Mama hat ihn gleich, als sie ihn zum ersten Male gesehen, so in's Herz geschlossen, daß sie ihm auf jede Weise zu verhelfen suchte, so lange hier bleiben zu können, bis mein Papa kommt. Sie sagt, man könne gar nicht anders, als ihn lieb haben, er sei gerade so, wie sie sich immer einen Knaben gewünscht, und gar kein Portugiese, nur äußerlich ein bischen, eigentlich ganz wie ein Deutscher.

Da muß ich denn sehen, wie ich mit ihm als Hausgenosse auskomme und ihn wie einen Bruder behandeln, denn ich glaube, Mama möchte sich wirklich einbilden, es wäre ihr Sohn. Leicht ist das für mich aber nicht, wie dieser Brief genugsam lehrt. Es war recht unbedacht von mir, daß ich ihn hier oben während der Sprachstunde an Dich schreiben wollte, weil ich Manuels Vorwitz kenne und vorher wissen konnte, er werde mich keinen Augenblick mit seinem Schwatzen und seinen Händen in Ruh lassen. Da zupft er mich wieder am Haarband und sagt, es sitze schief und er —"

Der Brief Anna Lundmarks brach hier mitten im Satz ab, endigte jedoch nicht damit, sondern mit einer unter späterem Datum hinzugefügten Nachschrift:

„Es ging unmöglich, Manuel ließ mich gestern nicht weiter schreiben. Vielleicht hatte er, ohne es zu wissen, ganz recht, denn wie ich die letzte Seite eben nachlese, sehe ich, daß mein Verdruß über seine Possentreiberei, den ich darauf ausgelassen, Dich ja gar nicht interessiren kann. Wir gingen nach der Stunde zusammen in die Anlagen, es war so schön dort, die Sonne schien so warm, Alles will grün werden, und die goldenen Citronenfalter flogen schon wieder, die Manuel jetzt gar nicht mehr „so klein" vorkommen. Unterwegs traf ich ganz unerwartet Jemanden den ich lange nicht gesehen, der mich erkannte und anredete. Man sah es ihm am Gesicht an, daß der Winter ihn krank gemacht hatte und daß er sich nach dem Frühling sehnte. Ich fühlte schreckliches Mitleid mit ihm, so sehr, daß ich — aber das geht meine Herzenssilvana ja wieder nicht an. Bei Euch am Rhein wird der Frühling schon weiter sein, als hier, und ich hoffe so sehr, daß er recht, recht schön Dich wieder so glücklich machen könnte, wie ich es bin, dafür thäte ich Alles, selbst wenn man mich deshalb als schlecht und unredlich ansehe, denn zu dem Zweck könnte es ja nicht schlecht sein. Ich kam so selig gestern nach Hause, wir war's, als ob ich Dich bald einmal wieder umarmen und Du mit mir zusammen fühlen würdest, wie wunderbar schön doch die Welt im Frühling ist. Leb wohl! Verzeih' mir — diesen dummen Brief, meine ich, wo Manuel an seinen Abschweifungen schuld gewesen — und schreibe recht bald, ob Du mich noch lieb behalten und ob meine Hoffnung eingetroffen,

Deiner Anna."

Silvana hatte den Brief Anna Lundmarks nochmals gelesen und legte ihn wieder zusammen. Ein glückliches Kind, das aus überschwellendem Herzen jubelte, ohne selbst zu wissen, warum. So kinderhaft, so närrisch, so göttlich schön! Es kam wirklich wie Sonnengeleucht und Wärme, wie Blüthenduft und Lerchengesang des Frühlings aus dem Blatt Papier. Ein halbes Lächeln ging über die Lippen Silvanas, sie sagte, leis nickend, vor sich hin: „Nein, mich geht der Manuel allerdings nichts an, das fühltest Du ganz richtig. Anna; nur Deine Feder war nicht so einsichtsvoll wie Du und schrieb seinen Namen trotzdem immer wieder hin.

Nun stand sie auf und stieg den Bergabhang hinunter. Um sie lag die Welt in so stillem Sonnenfrieden, daß es fast unmöglich war, Sturm, Blitz und Donner sich vorzustellen, für etwas Wirkliches im Leben zu halten. Vielmehr der Gegensatz dazu umgab Silvana zu stark, trieb sie davon; der Frühlingstag war zu voll von Schönheit, Wärme und Duft, er ermüdete, that weh in den Augen, schmerzte im Kopf. Es zog sie in den Schatten, die Kühle ihres Zimmers.

Unterwegs kam ihr ein Gedanke, den der Brief Anna's in ihr rege gemacht. Sie hatte ja das Nämliche schon oft selbst als ein eigenes Bedürfniß empfunden, wollte nicht länger durch Schweigen eine Unnatürlichkeit, eine Unwahrheit begehen, sondern sich davon befreien, Osilie von dem sprechen, was sie am Tag und in der Nacht vor ihrer Hierherkunft erlebt. Die gütige Freundin besaß ein volles Recht, dies Vertrauen von ihr zu erwarten, zu verlangen, und ihr selbst war heut' ein unwiderstehlicher Drang, zum ersten Mal mit einem Menschen darüber zu reden, mit Derjenigen, die jedenfalls unter Allen dem Geschehenen ein innerstes Verständniß des Herzens entgegenbrachte. Freilich mehr, als das unglaublich Klingende staunend anhören, konnte sie ja auch nicht, und es ward nichts dadurch verändert. Aber die Geheimhaltung war zu einer Last für Silvana geworden, deren Dank sie von sich nehmen mußte.

So trat sie in das Zimmer Osilies ein, ohne zu klopfen, wie das nahe Verhältniß zwischen ihnen es Beiden zum Brauch gemacht. Die letztere saß vor ihrem Schreibtisch, hatte aus einem geöffneten Schubfach eine Anzahl von Briefen hervorgenommen, die ihre eigene Handschrift zeigten, und las in einem derselben. Offenbar darin vertieft, denn sie hörte das Aufgehen der Thür, den leichten Schritt der Kommenden nicht.

Nun trat diese hinter dem Rücken der Lesenden heran und sagte: „Störe ich Dich? Ich wollte Dich bitten, Dir etwas mittheilen zu dürfen."

Ein wenig überrascht faltete die Angesprochene unwillkürlich das Blatt in ihrer Hand zusammen, „Du, Silvana? Ich dachte Dich auf der Burg droben. Was willst Du von mir — was fehlt Dir?"

Sie hatte den Kopf gewendet, und ihre letzte Frage veranlaßte ein plötzlicher sonderbarer Gesichtsausdruck, der hinter ihr Stehenden, deren Augen sich wie ein Visionsblendwerk auf den ihr entgegenblickenden Umschlag des zusammengebogenen Briefes richteten. Und die Hand deutend gegen die Aufschrift vorstreckend, versetzte sie mit zitternden Lippen:

„Wer — was ist das?"

„Wenn Du's gesehen, so kannst Du's auch wissen. Es sind meine Briefe, die ich nach der Trennung von meinem Manne zurückerhalten habe, wie er die seinigen von mir."

„Ortlof von der Heide — so hieß Dein Mann —?"

Ein Ton war's, wie er in diesem Hause noch nie von dem Munde Silvanas gekommen. Fassungslos, bebend, ungewiß, von noch undeutlich dunkler Angst verstört. Die Hörerin hatte sich vom Sitz aufgehoben und erwiderte nur verwunderten Blicks:

„Warum — ich verstehe Dich nicht —"

„Dein Mann?" Die Entgegnende war gedankenirr überwältigt, wußte noch nicht, was in ihr vorgehe. Sie sprach auch nur hastig das nächste ihr auf die Zunge Kommende:

„Mein Mann — dessen Namen ich nach dem Gesetz trage — von dem ich geflohen war, als Du mich trafst — in der Nacht nach unserer Trauung — unterwegs — weil er mich betrogen hatte — mein Mann ist der Deinige, den Du liebst —?"

Nun war's, als ob die Augen Osilies von Thalhof sich auf eine Geistererscheinung richteten, und athemlos stockend rang sie hervor:

„Deiner —? Dich hat er? — Seine Frau bist Du? Seine Frau, die seinen Namen trägt —?"

Doch jetzt brach ihr ein Aufschrei einer jähen Erkenntniß aus der Brust Silvanas entgegen:

„O, das ist schändlich! Du — Du warst es? Von Dir kam das Hochzeitsgeschenk — der Schlüssel — die Briefe — weil Du ihn noch liebst — noch hoffest — o, das ist schändlich!"

Mit zitternder Hand hatte Osilie mechanisch die Briefe in das Schubfach zurückgeworfen und dies abgeschlossen. Nun mußte sie sich setzen, blickte starr auf die Thür, durch welche Silvana verschwunden war. Sie begriff noch nichts von allem eben hier Verklungenen, als das Eine: Es war so — ihre Hausgenossin trug den Namen Ortlofs von der Heide als seine rechtmäßige Frau. Weiter vermochte sie nicht zu denken; in ihrer Brust hämmerte nur dasselbe Wort, das Silvana ausgestoßen: „Das ist schändlich!" Was, wußte sie nicht zu sagen. Aber es mußte sein, ein klares Begreifen des noch nicht Faßbaren mußte ergeben, daß ihr Vertrauen, ihre Liebe von einer schändlichen Absicht mißbraucht worden sei. Wie, zu welchem Zweck, war sie noch vollkommen unfähig, sich aufzudecken; unentwirrbar lag es vor ihr und in ihr. Sie legte ihren Kopf vorgebeugt in die Hände auf ihre Knie, aus ihrer Brust kam dann und wann ein Schluchzen; ihr Herz hatte Silvana geliebt, wie eine junge Schwester, wie eine Tochter.

Lange Zeit verging so, in der die Sonne mählich schräger durch die Fenster hereinfiel, der Nachmittag begann zum Abend zu neigen. Da sah Osilie wie aus einem verworrenen Traum auf, in dem sie immer noch nicht gedacht, nur gelitten hatte, durch ihre Seele war Vergangenes und Gegenwärtiges gleich einem Nebelgewoge hingetrieben, bald auseinandergehend, bald zusammenfließend, doch stets gleich undurchsichtig für das Auge. Und ebenso versagte das Ohr ihrem qualvollen Drange nach einer Einsicht seine Mithilfe. Es hatte einige der erregten Worte Silvanas festgehalten, dem Gedächtniß zurückgebracht, doch sie blieben nichts als ein Klang unverstandener Worte. Das einzig besagten sie zweifellos: Ortlof von der Heide habe sich im Herbst wieder vermählt gehabt und seine junge Frau ihn wenige Stunden nach der Trauung verlassen. Aber warum sie das gethan? Weil er sie betrogen hatte? Womit?

Osilie schüttelte stumm verneinend den Kopf. Das war nicht Wahrheit.

Und die sinnlosen Worte nachher — das Hochzeitsgeschenk — der Schlüssel — die Briefe — was sollte ihr das Alles? So unverständlich wie das Vorherige klang's ihr im Ohr auf. Wodurch denn sollte sie schändlich gehandelt haben?

Ein antwortloses Räthsel! Sie stand auf, es drängte sie, zu Silvana hinüberzueilen, um eine Lösung zu fordern. Die letztere war ja vor ihrem Manne geflohen, liebte ihn also nicht — und er — hatte sich in ihr getäuscht. Weshalb hatte der Herzschlag Osilie denn gesagt, Silvana sei ihre Feindin, ihr die nämlichen Worte gehämmert?

Sie ging auf die Thür zu — es war nur eine jähe Ueberwältigung durch das unglaublich Ueberraschende gewesen, in Wirklichkeit, beim Nachsinnen bestand gar kein Grund, der ihre Freundschaft in Feindschaft umwandelte. Sie könnten sich ruhig aussprechen, jedes Mißverständniß lösen —

Doch da durchzuckte es Osilie, wie eine Hand zuckt, die im dichten Gras von einem Schlangenbiß getroffen wird. So hatte die Zunge Silvanas als Letztes noch ein vergiftetes Wort gesprochen, hervorgestoßen — wessen immer sie die Freundin beschuldigen mochte — daß diese es gethan: „weil Du ihn noch liebst, noch hoffest —"

Osilie hielt mit einem Ruck den Fuß an, und ihre Hand preßte sich auf einen Stich im Herzen. Das hatte die Zunge nur sprechen können, wenn der Blick über ihr vorher verrätherisch in die Brust hineingedrungen, und diese Kraft besaßen nur die Augen der tödtlichsten Feindin, die unbeirrbaren und unhemmbaren Augen der Liebe.

Die Stehengebliebene raffte hastig ihren Hut vom Tisch und eilte durch die Thür, doch nicht, wie sie es eben gewollt, in das Zimmer Silvanas hinüber, sondern sie verließ das Haus und lief hinter diesem den Bergabhang zu der Burgruine heran. In ihrer Brust war etwas schmerzhaft Zerrissenes, dessen Wehgefühl sie durch ein körperlich athemloses Ringen zu übertäuben suchte; wie ein verwundeter Vogel zuweilen in irrer Schnelligkeit gradaus seinem Neste zu fortschießt, hatte sie in außerordentlich kurzer Zeit die nicht unbeträchtliche und ziemlich steile Anhöhe erstiegen.

Die alten Trümmer lagen jetzt von einem schwermüthigen Glanz rothen Abendsonnenlichtes überflossen, der Vogelgesang in dem aufgewucherten Gezweig zwischen den Mauerresten war still geworden, und die kleinen Frühlingsblüthen am Boden schlossen ihre Kelche. Aber wie das Ganze mit seinen leeren Fensteraugen anblickte, aus denen unwiederbringliche Vergangenheit, in schweigsamem Abendtraum zusammengekauert, aufsah, war es wohl auch eine richtig gewählte Zufluchtsstätte für die erschöpften Schwingen eines wunden, verworrenen geängstigten Menschenherzens.

Seit manchem Jahr hatte Osilie oftmals hier oben in der unbesuchten Einsamkeit gesessen, und aus dieser war langsam das Meiste von Dem über sie gekommen, was Silvana von der ersten Stunde an mit hingebendem Vertrauen für sie erfüllt gehabt. Denn nicht immer war das Heutige, das Spätere gewesen; Stolz und Trotz hochfahrenden Selbstgefühls hatten die alten Steine im Beginn in den Zügen ihrer Besucherin gesehen, ehe sie die milde, leidenschaftslose Demuth des Jetzt sich darüber legen gewahrt. Vieler Monde hatte es dazu bedurft, eines langen, verschwiegen kämpfenden Doppellebens in der Brust Osilies von Thalhof, und ein tiefes Erinnerungsgefühl trieb diese gegenwärtig zu der schweigsamen alten Vertrauten ernster, hart durchgerungener Stunden empor.

Zweites Capitel.

Doch wie Osilie nun, in's Innere der Ruine tretend, ihrem gewohnten Sitz mit dem Niederblick auf den drunten vorüberziehenden Rhein zuging, klirrte der Fall eines Geröllsteins durch die Stille, den nicht ihr Fuß in Bewegung versetzt.

In der Erregung ihrer Nerven fuhr sie schreckhaft zusammen; hatte irgend ein Thier das Geräusch veranlaßt, oder befand sich noch ein Mensch außer ihr zwischen dem alten Gemäuer? Wohl das erstere, denn jetzt vernahm sie nichts mehr und schritt wieder vorwärts. Doch wie sie ein Gezack umbog, saß nah vor ihr Jemand auf der Steinbank der zerbröckelten Fensternische, drehte beim Aufklang ihres Trittes den Kopf und sah ihr entgegen.

War das eine Erscheinung, ein Erzeugniß ihrer überreizten Sinne? Das Herz stand ihr still, doch von ihrem Munde kam, ohne daß sie es wußte, ein halblautes Wort, ein Namensruf:

„Ortlof —"

Dann fuhr ihre Hand hastig über die Augen, um das trügerisch von diesen geschaffene Bild in ihnen auszulöschen.

Doch wie die Hand sich zurückzog, stand es noch unzergangen, jetzt aufgerichtet da. Leibliche Wirklichkeit eines Menschen war's, und dieser war Ortlof von der Heide.

Er sah bleich aus, wie von einer überstandenen Krankheit angegriffen, oder den Keim einer solchen in sich tragend. Sichtlich nöthigte auch ihn Unerwartetes, kurz seine Gedanken zu sammeln, allein dann sprach er gleichmüthig: „Du hier, Osilie? So kommst Du mir zuvor; ich wollte die Dämmerung erwarten, eh' ich zu Dir ginge."

Müde, ebenfalls wie aus kranker Brust, klang's, doch freundlich mit vertrauter Stimme. Osilies Hand hatte nach einer Stütze hinter sich zurückgegriffen. Was wollte er? Nicht ihr Ohr allein, jedes Theilchen ihres Selbst vom Scheitel zur Sohle vibrirte von dem Schall seiner Worte, daß er zu ihr gehen gewollt. Nach außen schien ihr Körper ruhig, wie gelähmt, aber ein ungeheures inneres Zittern betäubte jedes Gefühl in ihm, jedes Denken des Kopfes. Willenlos leistete sie einer Aufforderung Ortlofs Folge, setzte sich auf die von ihm verlassene Fensterbank.

Ein wenig entfernt, lehnte er sich an ein geborstenes Mauerstück und sagte nach einem kurzen Schweigen:

„Mein Hiersein muß Dich befremden — ich danke der Fügung, dem Antrieb, der Dich heute zu dieser Stunde heraufkommen hieß. Es spricht sich leichter hier, als drunten —"

Nun trat er mit einer raschen Vorbewegung gegen sie hinan und fügte nach:

„Was Du denkst und warum Du es gethan, weiß ich nicht, aber Du handelst gut. Wir haben uns vielleicht nicht genug kennen gelernt — laß mich Deine Hand nehmen —"

Seine Hand faßte nach der ihrigen, die sich ihm einen Augenblick gleichfalls willenlos überließ. Danach begab er sich an seinen vorigen Platz zurück und sah stumm vor sich hinaus. So verharrten sie eine lange Minute sich wortlos gegenüber. Die Brust Osilies rang in kurzen, unwahrnehmbaren Athemzügen nach Luft und gleicherweise ihre Lippe nach einer Entgegnung auf das von ihm Gesprochene. Doch mehrmals vergeblich, eh' es ihr gelang, fast ohne Ton hervorzubringen:

„Was wolltest Du mir sagen?"

„Wenn Du mich anhören willst — es ist seltsam, wie wir Beide hier zusammen sind. Hättest Du es geahnt, so würdest Du nicht gekommen sein — aber ich bin krank, Osilie — ich habe in andrem Welttheil und in Büchern umsonst nach Heilung gesucht — das mag Dein Gefühl für mein Thun um Nachsicht angehen."

Er hatte gesprochen „Dein Gefühl", doch verständlich war ein ausgelassenes Wort danach mit aufgeklungen: „Dein Gefühl des Hasses."

Die Aeußerung Ortlofs von der Heide gab kund, er setze als unzweifelhaft voraus, daß seine ehemalige Frau Haß gegen ihn im Herzen trage. Das war schon zuvor in den Worten fühlbar geworden: „Ich weiß nicht, warum Du es gethan, aber Du handelst gut." Sie besagten: Du hast die, welche meine Frau ist, in Dein Haus, unter Deinen Schutz aufgenommen, weil sie von mir gegangen und dadurch Zuneigung für sich in Dir weckte.

Reglos hatte Osilie zugehört, den Sinn seiner Worte aufgefaßt. Sie empfand auch, nach dem Geschehenen müsse er diesen Glauben hegen; in ihrem Herzen rief es mit einem Jubelton auf: „Nein — nein!" aber ihr Mund war unfähig, einen Laut zu erwidern. Nur ihre Wimpern schlugen sich zitternd gegen ihn in die Höh', und in den Augen stand die stumme Frage: „Ich — ich sollte Dich hassen?"

Doch er las ihre wortlose Sprache nicht, stützte den Kopf wie etwas zu schwer Lastendes in die Hand und fuhr langsam fort:

„Ich muß Dir von Dingen reden, die Du kennst, um Dir Manches zu offenbaren, was Du nicht weißt. So kurz als möglich will ich's — soll ich von einem Andern berichten? — es klingt vielleicht ein wenig milder, als gehe es uns nicht so nah an. Dieser Andere heirathete ein schönes, vornehmes und reiches Mädchen, aus Liebe, und gab sie seiner Werbung aus gleichem Antrieb Gehör. Beide waren sie sehr jung, sehr unerfahrene Neulinge noch auf den Wegen des Lebens; beide besaßen stürmisches Blut, nicht im Herzen allein, auch im Kopf. Er hatte früh als Waise auf sich selbst stehen und um sein großes väterliches Erbgut mit einem ränkesüchtigen Vetter einen schwierigen Rechsstreit durchkämpfen müssen; es war eine eigenthümlich verwickelte Majoratsfrage, gefälschte Documente wurden vom Gegner zum Vorschein gebracht; lange, aufreibende Anstrengung kostete es ihn, als Sieger aus dem Proceß hervorzugehen, und als dies zuletzt doch geschehen, schuldigte der Fälscher in der öffentlichen Meinung ihn der Fälschung an. Er lachte dazu, denn er wußte noch nicht, daß die Welt stets dem Verläumder Glauben schenkt, in's Gesicht lächelt, doch hinter dem Rücken die Achsel zuckt: Es müsse etwas sich doch nicht ganz in Richtigkeit verhalten — der Ausgang eines Processes beweise nicht immer das Recht — wohl ein juristisches, aber vielleicht nicht das moralische. Von da ist es ein Schritt zur moralischen Entrüstung, zur Ueberzeugung, zur Anklage und Verurtheilung vor dem Richterstuhl des hohen sittlichen Selbstbewußtseins der Welt, und er erfuhr's.

Er war ein thörichter Knabe, hatte die gefälschten Schriftstücke vernichtet, aus Gutherzigkeit, um die Ehre der Familie, des Namens willen, den der Betrüger führte. Doch die Welt ist klüger und sagte: Wären sie wirklich falsch gewesen, so hätte er sie als Zeugen seines Rechtes sorglich aufbewahrt. Man erkannte einen Beweis seines Schuldbewußtseins darin, und man stellte sich ein Zeugniß der eignen Redlichkeit aus, indem man die Augen abdrehte, wenn er des Weges kam, ein Haus verließ, in das er eintrat. Das, was man nähere Bekannte und gute Freunde nennt, wendete sich von ihm, denn es galt nicht als Empfehlung, mit ihm in geselligem Verband zu stehen.

Du hast nur weniges davon erfahren, Osilie, denn das Meiste behielt er für sich. Er hätte in reiferen Jahren gelassen denen, die ihn verließen, den Rücken wieder gekehrt, einen Gewinn darin erkannt, sich ihrer entledigt zu sehen. Aber die Jugend besitzt eine zartere Beschaffenheit, und ein Gift, das dem Körper später nicht zu schaden vermag, kann in ihr etwas zerstören. Das geschah ihm, oder vielmehr, das Gift der Menschennachrede vernichtete und schuf zugleich etwas in ihm. Es zerstörte sein sorgloses Knabengemüth und ätzte gleich einer Narbe einen Trotz hinein, der fortan nur auf sich selbst beruhen wollte. Ein wider die Art der Jugend unbeugsam entschlossener Wille war's, keinem Menschen, keiner gegen ihn gerichteten Bezichtigung jemals im Leben eine andere Rechtfertigung entgegen zu setzen, als sein Wort, er sei dessen nicht schuldig. Er hatte die Werthlosigkeit der Menschenachtung erkannt, die nur von dem äußeren Anschein abhing; wer nicht an ihn selbst glaubte, der sollte von ihm lassen."

Ortlof von der Heide hielt inne, er schien auf eine Entgegnung zu warten, und Osilie sagte leise, mit befangener Stimme:

„Ich wußte davon—doch nicht so—das Letzte nicht—hätte ich—"

Sie stockte und fügte rasch nach: „Hätte ich das denn wissen können?" Aber die beiden ersten Worte hatten nicht wie zum Beginn einer Frage geklungen.

Nun sprach Ortlof schwermüthigen Tones vor sich hin: „Ja, es war ein Gift, das zerstörte, tiefer, als er geahnt."

In den alten Burgtrümmern regte sich kein Laut, nur drunten vom Rhein kam aus einem zu Thal gleitenden Nachen ein fröhlich-heller Frühlingsliedgesang junger Burschen und Mädchen herauf. Ortlof von der Heide horchte darauf und sein Kopf nickte, dann fuhr er fort:

„Ja, der Frühlingsklang kam auch über sein Herz. Einige wirkliche Freunde waren ihm geblieben, und ein Neues, ein Unbekanntes brachte der Himmel ihm hinzu. Es sollte ihm Ersatz sein für die früh verlorene Jugendzuversicht und ward es.

Gemieden von der Menge, fühlte er sich mit jenen Wenigen in einem Paradies der Erde durch die Liebe, die in ihm wach geworden, die aus den Augen seiner jungen Frau zu ihm sprach. Soll ich sie Dir schildern, wie sie vor meiner Erinnerung steht, wie sie heut' in meiner Erkenntniß lebt? Sie war schön, und verheißungsvolle Keime jeder Sinnesart, eines tiefen Gemüths lagen in ihrer Seele verborgen. Doch sie verhießen Blüthe und Früchte des Sommers, und es war erster Frühling, in dem er sie fand. Wäre er selbst nicht so jung gewesen, ein besser erfahrener Gärtner, er hätte mit bedachter Hand das Gute in ihr entwickeln und kräftigen, schädlichem Auswuchs sorglich vorbeugen können. Denn Verwöhnung im Elternhause, die Huldigungen der Welt hatten ihr gefährliche Mitgift hinzugethan. Ein hochgehendes Selbstgefühl erfüllte sie; sie war nicht eitel auf ihre Schönheit, doch von einem Stolz getragen, der aus der Ueberzeugung von ihrer geistigen Bedeutung, einer Unfehlbarkeit ihrer Anschauungen und ihres Denkens entsprang. Das verstärkte ihre wohl angeborne reizbare und heftige Natur; von der Stunde, in der die Beiden sich zuerst gesehen, bis zur Hochzeit waren nur wenige Wochen vergangen, sie liebten sich, doch sie kannten sich nicht.

So lernten sie in ihnen vorhandene Gegensätze erst durch ihren Zusammenstoß kennen, oft unerwartet und deshalb von beiden Seiten nicht gemildert. Es kam dann und wann zu Entzweiungen, denen freilich rasch die Versöhnung folgte, aber die der Liebe, vielleicht der Leidenschaft, nicht die ausgleichende Vereinigung der wider einander im Hader verbleibenden Gedanken. Solche Wiederholungen enthalten jedoch auch ein Gift in sich, dessen Wirkung unvermerkt cumulirt. Und in dem Paradies verbarg sich eine Schlange, welche dies Gift auf flüsternder Zunge sammelte. Die junge Frau war an die große Welt, an Bewunderung gewöhnt, sah sich derselben nicht nur im einsamen Landschloß entrückt, sondern ihr Haus von der vornehmen Nachbarschaft gemieden. Sie wünschte Gäste zu empfangen, bat ihren Mann darum, der nicht denen die Hand hinstrecken, am Tische mit ihnen sitzen wollte, die ihn heimlich eines Verbrechens bezichtigten. Er fragte seine Lebensgenossin, ob stilles Liebesglück ihr nicht genug sei, und es legte ihm ein bitteres Wort auf die Lippen, als sie erwiderte, ihr solchen natürlichen Wunsch abzuschlagen, spreche nicht von Liebe. Und die Schlangenzunge raunte ihr, daß doch ein Grund vorhanden sein müsse, weshalb die Leute ihn nicht aufsuchten, der ihn scheuen lasse, sie zu sich zu laden. Es war die alte Paradiesesschlange, der Zweifel, das Mißtrauen—ich weiß nicht, ob meine Schilderung seiner Frau ihr Unrecht zugefügt, mir ist sie so erschienen."

Der Sprecher schwieg, und nach einem Athemzug sagte Osilie leise: „Du hast sie richtig dargestellt." Um einige Sekunden später setzte ihr Mund hinzu: „Wie sie damals war;" aber es kam nur als ein so klangloser Hauch von den Lippen herüber, daß es Ortlof von der Heide nicht verständlich ward.

Nun fuhr er fort:

„Was dann eines Tages kam, geschah, weißt Du — ich will nicht uns beiden zu wohl Bekanntes aus dem Grabe rufen. Ein Anhauch des Todes wa's, den jener Tag über sein Herz brachte—ein giftiger Anhauch, böser und Schlimmeres nach sich ziehend, als der erste—"

„Erst nachdem Alles vorüber war, erkannte der vom Gericht Freigesprochene durch Nachdenken, welchen Zweck die scheinbar sinnlose Vorgabe, er lebe in Bigamie, verfolgt und erreicht hatte. Wenn er ohne Nachkommen blieb, so fiel sein großes Majoratsbesitzthum an den Vetter oder an die Kinder desselben und seine Ehe war durch das betrügerische Gaukelspiel getrennt worden. Es schien, das man seine Frau gekannt, ihre Natur richtig in Rechnung gezogen hatte.

Jetzt kehrten die Freunde zu dem als schuldlos Verkündeten zurück, sogar die Welt. Sie ist so hochherzig und feinfühlig und empfindet stets den tiefen Drang, ein Unrecht, das Jemanden widerfahren und als solches zu öffentlicher Anerkennung gekommen, mit tausend Hochachtungsbeweisen gut zu machen. Sie drängte sich um ihn, doch er wollte nichts mehr von ihr, noch weniger ihre Schätzung als ihre Mißachtung. Ein Ekel vor Allem, was sich Mensch heißt, hatte ihn im Tiefsten angepackt, trieb ihn von seinem Landsitz fort, in das Straßengetümmel einer Großstadt, freundlos unter Fremden dort zu leben, unter Geschöpfen, die er sich zur Ausfüllung seiner Zeit, seiner Lebensleere betrachten konnte, weil sie ihn nicht kannten und weil sie ihn nicht mehr angingen als die Steine, auf die sie traten. Dort brachte er Jahre zu, immer gleich einsam, immer mit dem gleichen Wunsch, bis an sein Ende so zu bleiben. Mochte der Vetter seinen Zweck erreichen! ihm, dem die Gegenwart werthlos war, galt nichts, was nach seinem Tode geschah. Er zürnte jenem nicht einmal; die Fälschung desselben hatte nicht sein Lebensglück zerstört, nur den Todeskeim, den es in sich trug, an's Licht gezogen und schneller zur Reife gebracht. Denn weit über seine Jahre hinaus war er im Innern gealtert, glaubte mit Allem, was ihm von außen dargeboten werden könne, abgeschlossen zu haben. Aber er kannte sich selbst dennoch nicht völlig; in einem Winkel seiner Brust glomm doch noch ein Funke der Lebenssehnsucht, und ein Hauch traf diesen, und fachte ihn zu einem neuen Lebenshoffen und Verlangen an. Ein Zufall war's, wie er die Saat für Alles streut, denn wir sind überall in seiner Hand und können nur zur Reife fördern oder verdorren lassen, was er uns gegeben."

Ortlof von der Heide hielt an, doch es war deutlich, daß er weiter sprechen werde, und der Hörerin blieb kein Zweifel, wovon. In ihrem Herzen klopfte nur die ungelöste Frage: Weshalb war er gekommen, was suchte er hier?

Nun klang die Stimme Ortlofs wieder; er sprach nicht mehr von „den Andern", sondern von sich selbst, über seine erste Begegnung, sein Verlöbniß, seine Eheschließung mit Silvana Rodwald. Mit jeder Fiber der Seele, des Herzens lauschte Osilie; kurz und doch klar wie ein Bild stellte er vor sie hin, was er gethan und was er vom ersten Augenblick als unbeirrbaren, unabänderlichen Entschluß in sich getragen. Das hatte er als Oberstes gefühlt, nur dann konnte er versuchen, sein Leben noch einmal mit einem Menschen, einem Weibe zu theilen, wenn er eine Frau fand, deren Vertrauen zu ihm nichts auf der Erde zu erschüttern vermochte. So lange, bis sie ihm die Bürgschaft dafür abgelegt, die er fordern müsse, hatte er sie als eine Fremde behandelt, nicht als die Seinige, jeder Versuchung, sie nur mit einem Kuß an sich zu schließen, Widerstand geleistet, selbst dann noch, als ihre Hand den Ehering trug, als sie allein mit ihm durch die Wetternacht dahinfuhr. Wenn sie die Prüfung nicht bestehe, sollte sie ihm nicht vorwerfen können, daß er sie anders lasse, als er sie gefunden, daß sie ein inneres Recht an ihn habe. Dafür, daß sie seinen Namen trug, hatte er ihr dann vorher ein Vermögen überwiesen, doch mit demselben blieb sie, von keinem Hauch des Verlangens berührt und erweckt, ein Mädchen, wie zuvor. So war sie in der tiefen, unheimlichen Nacht von ihm in eine ärmliche Pächterwohnung geführt, ihr hier das Hochzeitsgeschenk überreicht worden, an dem ihr Vertrauen sich bewählen sollte. Ein Schreck durchfuhr Osilie, wie sie vernahm, daß er mit Silvana die nämliche Prüfung angestellt, der sie selbst einst nicht widerstanden, daß er sich der Doppelehe durch einen Brief bezichtigt, für dessen Urheberin die Lesende seine erste Frau halten gemußt.

(Fortsetzung folgt.)

— Umgekehrt. Vater: „In meiner Jugend, da war ich doch ein ganz anderer Kerl als Du. Ich ging um elf zu Bett und war früh um vier wieder auf den Beinen."—Sohn (Studiosus): „Das thu' ich ja auch — nur umgekehrt; ich gehe um vier zu Bett und bin um elf wieder auf!"

Merkwürdige Flüsse.

Zu den Merkwürdigkeiten unserer Erde gehören auch einige Flüsse, die von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit sind. So giebt es z. B. in Algerien einen Fluß, dessen Wasser wirkliche Tinte ist. Derselbe wird durch die Vereinigung von zwei Bächen gebildet, von denen der eine stark eisenhaltiges Wasser, der andere aber Wasser enthält, welches mit Gerbsäure vermischt ist. Wo die beiden Bäche zusammenstoßen, wird das Wasser ganz dunkel und dasselbe läßt sich aufs Beste zum Briefschreiben verwerthen. Die südamerikanische Republik Columbia hat innerhalb ihrer Grenzen einen Fluß, dessen Wasser einen so sauren Geschmack hat, daß man ihm mit Recht den Namen Rio de Vinoge oder Essigfluß gegeben hat.

Der Orangefluß in Südamerika wimmelt von Fischen der verschiedensten Arten. An einer Stelle aber kommt er durch eine gebirgige Gegend, wo man Kupfererze in großer Menge findet. Von dort an ist das Wasser giftig und der Fisch, der sich hineinwagt, muß umkommen.

„Chinas Jammer" ist der Name, den man dem großen Hoang Ho-Fluß in China beigelegt hat. Im Thibet-Gebirge entspringend, durchfließt er eine Strecke von etwa 3,500 Meilen, bis er sich in's Meer ergießt. Wegen seiner Launenhaftigkeit ist dieser mächtige Strom der Schrecken der 170,000,000 Menschen, die die ungeheuere Ebene des mittleren China bewohnen. Schon wiederholt hat dieser Fluß plötzlich seinen Lauf verändert und ganze Städte und Dörfer vom Erdboden hinweggeschwemmt und Tausenden von Menschen ein nasses Grab bereitet. Vergeblich haben schon die geschicktesten Ingenieure alles Mögliche versucht, diese Unglücksfälle zu verhüten.

Ein merkwürdiger Fluß ist auch der Webbe Shebeyli-Fluß im östlichen Afrika. Dieser sehr tiefe und reißende Fluß, der von Fischen und Krokodilen angefüllt ist, fließt Hunderte von Meilen durch fruchtbare Gegenden, aber sein Wasser ergießt sich nicht in's Meer, sondern ein wenig nördlich vom Aequator verliert sich der Fluß in einer öden, wüsten Gegend, nur einige Meilen vom indischen Ocean entfernt. Nordamerika hat einen noch merkwürdigeren Fluß aufzuweisen. Er befindet sich in der berühmten Mammuthhöhle in Kentucky. Dort fließt er, etwa dreißig Fuß breit und vierzig Fuß tief, dreihundert Fuß unter der Erdoberfläche hin. Aber nur eine viertel Meile kann man seinen Lauf verfolgen, dann verschwindet er mit einmal im Sande. Der Fluß Lys stürzt sich an der belgischen Grenze über einen Abhang und verschwindet dann eine Strecke von einer halben Meile.

Welch' ungeheure Gewalt das Wasser ausüben kann, zeigen uns zwei kleine Flüßchen, der Hamos und der Manifold in Derbyshire. Aus der Vereinigung mehrerer kleiner Quellen entspringend, fließen sie beide zum Fuße eines Berges hin. Dort haben sie sich selber einen Durchgang durch die feste Erde gegraben. Meilenweit fließen sie unter der Erde hin, bis sie endlich, nur 15 Yards von einander entfernt, wieder an's Tageslicht kommen.

Ueber den Nährwerth der Eier

schreibt ein medicinischer Mitarbeiter des „Rhein. Cour.": Wenn der Laie auf dem Gebiete der Medicin sich nach der Nahrhaftigkeit einer Speise erkundigt, so gilt es zunächst, die Frage durch die Erklärung zu präcisiren, daß Nährwerth und Verdaulichkeit zwei vollständig verschiedene Dinge sind. Während man den ersten in Zahlen auszudrücken im Stande ist, herrschen in Bezug auf die Verdaulichkeit dieses oder jenes Nahrungsmittels sehr weit auseinandergehende Ansichten, und der Eine hält für sehr leicht verdaulich, was dem Anderen schon recht unangenehme Beschwerden zu verschaffen im Stande ist. Auch die Wissenschaft kann in letzterer Beziehung noch nicht in allen Detailfragen ein endgiltiges Urtheil fällen. Der Inhalt des Eies besteht, abgesehen von verschiedenen feinen Häutchen, aus dem Eiweiß, besser Eierweiß genannt, und dem Eigelb oder dem Dotter.

Das Eierweiß enthält 85,75 pCt. Wasser, der Eidotter nur 50,82 pCt. Das Eierweiß enthält 12,67 Eiweiß, der Dotter 16,24 pCts., also ist der Dotter schon in dieser Beziehung werthvoller für die Ernährung. Dies tritt aber in noch bedeutend erhöhtem Maße bezüglich des Fettgehalts hervor, der im Eierweiß 0,3 pCt., im Dotter dagegen 31,8 pCt., beträgt. Aber auch in Anbetracht der für das Eierweiß vergleichsweise geringen Zahlen würde es eine beträchtliche Verschwendung sein, wenn man das Eierweiß gar nicht genießen wollte. Enthält doch das Fleisch, einer der wichtigsten Eiweißträger unserer Nahrung, im Durchschnitt nur etwa 6 pCt. Eiweißstoffe mehr als das Eierweiß. Vergleicht man den Nährwerth des Eies, so zeigt sich, daß 1 Ei etwa gleichsteht 40 gr fettem Fleisch, und bezüglich des Eiweiß- und Fettgehaltes etwa 150 gr Kuhmilch zu ersetzen im Stande ist. Ganz besonders werthvoll sind die Eier aber deswillen, weil sie vom menschlichen Magen und Darm in sehr vollkommener Weise ausgenutzt werden. Vielfach wird behauptet, daß weichgesottene Eier leichter verdaulich seien, als hartgesottene. Die Wissenschaft hat dieser häufig gemachten Erfahrung nicht zustimmen können. Vielmehr scheint es, als ob hartgesottene Eier um deswillen häufig Verdauungsbeschwerden machen, weil sie nicht in genügend fein zerkleinertem Zustande dem Magen zugeführt, d. h. nicht genügend fein zerkaut werden. Die Verdauungssäfte dringen natürlich viel leichter in die noch halb flüssige Masse des weichgesottenen Eies ein als in die feste Masse eines solchen, daß der Siedehitze länger ausgesetzt war.

— Kasernhofblüthe. Feldwebel (zu den Rekruten): „Wenn ich Stillgestanden commandirt habe, dann muß Alles stille stehen—selbst Euer Verstand....nur das Herz darf sich bewegen, dem gegenüber selbst 'n Feldwebel machtlos dasteht!"